

cargo

Film Medien Kultur

Klimamedien Kolumne

KLIMA BREVIER

Werner Krauß

2020 - 2025

Klimamedien
Doppelte Falle

Von Werner Krauß

Selten gab es eine traurigere Filmankündigung. Das Abaton Kino war wegen Corona geschlossen, seit Monaten hing das Filmplakat von Christian Petzolds *UNDINE* neben dem Eingang, das eiserne Gitter über den Eingangsstufen war heruntergelassen. Abend für Abend drehten wir unsere Runde durchs Viertel und kommentierten die coronabedingten Kontaktrituale in den umliegenden Restaurants. Die Unterhaltungen kreisten um Mundschutz und zweite Welle und bekamen immer öfter Schlagseite, Impfgegner*innen und Virologenkritiker*innen trafen auf spekulative Rationalist*innen. Die Argumente erwiesen sich als Fortsetzung der Klimadebatte, und hier wie dort ist kein Ausweg in Sicht. Wir sitzen in einer doppelten Falle. Doch dann machte das Kino endlich wieder auf. Noch bevor ich *UNDINE* kennenlernte, hatte sie mir schon gefehlt. Ich tauchte für zwei Stunden ab ins klimatisierte Glück und fand sofort Anschluss an die neoromantische Welle, auf der ich diesen Sommer gesurft bin. Mit den Tweets von Hedwig Richter über Hölderlin hatte alles angefangen, mit Kris Decker, dem Merkurpreisträger, ging es weiter ins Hinterland der Klimaforschung, wo auf Postkartenbildern winzige Männer im Gehrock vor damals noch riesigen Gletschern stehen. *UNDINE* knüpfte auch nahtlos an die Ausstellung des Malers Franz Radziwill in Oldenburg an, der die Atmosphäre im Seebad Dangast an der Nordsee in seinen Bildern verewigt hat. Dort wachsen weiße Pflanzen aus dem Schatten ins Licht und überwuchern Häuser, leuchten fein geklinkerte Mauern, stürzen Flugzeuge ab und dümpeln gelbe Kähne im Schlick unter schwerem Wolkenhimmel mit sphärischen Erscheinungen. In Dangast las ich auch Rachel Carsons *The Edge of the Sea*, wo sie hinreißend beschreibt, wie eine Krabbe im ewigen Wechsel der Gezeiten die Eigenschaften einer Landbewohnerin und die eines Seegetiers vereint. Das zersplitternde Aquarium zu Beginn von *UNDINE* rief mir die terrestrischen Erschütterungen in der *Broken Earth*-Trilogie von N. K. Jemisin in Erinnerung. Nur die Orgonen können diese Erdbeben mentasten und ihnen mit magischen Kräften Einhalt gebieten, doch selbst sind sie gefangen im Strudel von race, class and gender. Klimawandel und Pandemie sind erst der Anfang, es bleibt nichts anderes übrig, als den leidigen Umständen standzuhalten, to stay with the trouble, wie Donna Haraway vorschlägt. In den von ihrem Werk inspirierten Installationen und Performances von Melanie Bonajo, Madison Bycroft und Anne Duk Hee Jordan im Kunstverein Hamburg gehen sterbliche Kritter verwandschaftliche Beziehungen mit unterschiedlichen Spezies und Materialitäten ein, um Auswege aus der Klima- und Pandemiefalle zu finden und neue Lebens- und Existenzformen zu kompostieren, für die Zeit nach dem Anthropozän. Gletscher, Krebse, Orgonen, Undine und Kritter, das sind die neoromantischen Blüten, die auf dem Kompost des Sommers 2020 wachsen. Erinnert ihr euch noch an das Holozän? In Saint-Marc-sur-Mer steht ein Denkmal für Monsieur Hulot, wie er übers Geländer gebeugt über den Strand aufs offene Meer hinausblickt, wo die Öltanker vor Anker liegen. Jetzt also eine Klimakolumn, und alles immer wieder von vorne erzählen. §

Klimamedien
Phantom Arktis

Von Werner Krauß

In der ARD lief im November eine als «high-end» angekündigte Dokumentation über die Expedition der Polarstern, die, im Polareis eingefroren, ein Jahr durch die lange Nacht der Arktis Richtung Nordpol driftete. Eine Probe aufs Exempel für die These von Donna Haraway, dass es in Erdgeschichten einen Unterschied macht, *what stories tell stories* und *whose stories tell stories*. In *EXPEDITION ARKTIS – EIN JAHR. EIN SCHIFF. IM EIS* dominiert nur eine Sicht: die der naturwissenschaftlichen Erforschung der Arktis als einem *hot spot* der globalen Klimakatastrophe. Das narrative Muster, das der Dokumentation zugrunde liegt, ist das der kolonialen Abenteuer- und Entdeckergeschichte aus dem frühen 20. Jahrhundert, ergänzt um die Möglichkeiten der heutigen Technologie und Logistik. Es ist eine Sprache der Superlative, es handelt sich «um die größte Arktisexpedition unserer Zeit am lebensfeindlichsten Ort dieser Erde», um «eindeutige Fakten zu liefern mit denen Politik gemacht werden kann». Wie die frühen Ethnologen, so verstehen sich die Polarforscher als «Jäger und Sammler auf dem Eis», und die wichtigste Aufgabe ist es, «die Messdaten sicher nach Hause zu bringen, um sie auszuwerten» – der letzte weiße Fleck auf der Landkarte, der noch vollständig dokumentiert werden muss, bevor er buchstäblich verschwindet. Es sind die falschen Geschichten, um über den Klimawandel relevante Geschichten zu erzählen, aus dem falschen Jahrhundert, sie entpolitisieren und enden mit dem sprichwörtlichen Eisbären auf der Klimascholle. Nicht die Forschung, die viele Einsichten für viele Disziplinen verspricht, sondern die Geschichten über die Forschung sind aus der Zeit gefallen. Sie handeln nicht von der Arktis, sondern von einem Phantom gleichen Namens.

Und wessen Geschichten sind das? An Bord waren 12 Dokumentarfilmer der Firma *Ufa Show & Factual*, einer Produktionsfirma, die für *Deutschland sucht den Superstar* zuständig ist. Dahinter steht die Bertelsmann Content Alliance, die mit dem Alfred-Wegener-Institut einen Kooperationsvertrag über die mediale Vermarktung der Expedition geschlossen hat. Big Science kooperiert mit Big Media – unter dem Vorwand der Volksaufklärung und um den Preis, für ewig in der Kolonialgeschichte der Arktis und der Fortschrittsgeschichte des Westens eingefroren zu sein. Es wäre naiv zu glauben, dass dies auf Dauer nicht auch die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion und das Klima in der Forschung verändern würde. Vor allem aber mag man es nicht angucken.

Die Dokumentation weiß nichts davon, wie sich die Bewohner der Arktis mit den Veränderungen ihrer Umwelt auseinandersetzen. Die Inuit erleben die Auswirkungen des Klimawandels unmittelbar, aber sie legen diesen Veränderungen ein anderes Konzept, Sila, zugrunde. Sila umfasst Wetter, Himmel und Erde, Balance und Bewusstsein. Sila wird weder verschluckt vom Klimawandel noch heben sich die Konzepte auf, sie berühren sich. An diesem Punkt, so Donna Haraway, erzählen andere Geschichten Geschichten, die gemeinsame Geschichten werden und so kollektives Handeln ermöglichen.

Um des Geschichtenerzählens Willen lohnt es sich auch, in *M-Train* von Patti Smith zu lesen, wie sie nach Bremerhaven fuhr, um die Stiefel von Alfred Wegener zu fotografieren und dabei zufällig Mitglied des geheimen Continental Drift Clubs wurde, was weitere Ereignisse nach sich zog. Bisweilen, so Patti Smith, übersteigt die Wirklichkeit unsere Träume. **g**

Was haben Trauma, Selbstermächtigung und Klimawandel miteinander zu tun? In der Serie *I MAY DESTROY YOU* wird dazu in der siebten Folge eine Versuchsanordnung durchgespielt. Arabella, Opfer einer Vergewaltigung und auf der Suche nach dem Täter, ist pleite und bekommt einen Job im Callcenter eines veganen Bio-Versands. Der junge CEO wird auf sie aufmerksam, weil sie schwarz ist, und fragt, ob sie nicht Influencerin werden will, gegen extra Cash, versteht sich. Er hat Klimawandel an der Uni studiert, Tierhaltung sei eines der Hauptprobleme, und er hat deshalb den Versand «Happy Animals» aufgezogen. Sie drehen sogleich ein paar Spots für seinen Instagramkanal. «Stellt euch vor, sie müssen in Indonesien sogar die Hauptstadt Djakarta ins Inland verlegen, wegen des Klimawandels», sagt Arabella im pinkfarbenen T-Shirt in die Kamera und zeigt auf das Firmenlogo. Die Likes fliegen ihr nur so zu.

Auf der Geburtstagsparty ihrer Freundin kommen ihr allerdings Zweifel. Einer der Partygäste erzählt, dass neulich ein weißer Klimatarier an seiner Tür geklingelt habe, um ihm ein E-mobil anzudrehen. Wo er sich doch gerade einen hart verdienten Mercedes geleistet hat. Was kommt noch, eine Kuh gegen eine Karotte eintauschen? Später wird er ernster und wendet sich direkt an Arabella: Der CEO habe sie nur wegen ihrer Hautfarbe eingestellt. So, wie die Kolonialisten und die Missionare die Sklaven, so benutze nun der CEO Arabella ausschließlich zu dem Zweck, seine Macht zu erweitern.

Race, class and gender, vom Klima durchweht. Ein guter Punkt. Kathryn Yusoff, deren Buch *A Billion Black Anthropocenes or None* ich gleichzeitig mit der Serie lese, verlegt den Anfang des Klimawandels unter den Erdboden. Sie erzählt die Geschichte der Geologie als einer Wissenschaft, die nicht nur die Erdkruste erforscht, sondern zugleich dem Kapital Zugang zu den begehrten Ressourcen verschafft. Um diese zu haben, braucht es Arbeitskräfte, was den Sklavenhandel befeuerte. Die Erhitzung der Welt basiert auf der Ausbeutung von Menschen, denen alle Rechte abgesprochen und die selbst als Ressource betrachtet werden. Diese Version widerspricht der Behauptung, dass der Anthropos oder die Menschheit den Klimawandel verursachen, und dass wir deshalb im Anthropozän leben. Es ist, so Yusoff, allenfalls ein Kapitalozän, eine Kolonialgeschichte, die sich in die materiellen Verhältnisse eingeschrieben hat. Der Rassismus der Geologie ist der blinde Fleck, wenn uns wieder einmal die Klimadepression und die Lust auf grünes Frustshopping erfasst. Der Freund von Arabella, der ein T-Shirt mit der Aufschrift «monkey» trägt, positioniert sich mit seiner Tirade gegen eine vornehmlich weiße Klimabewegung, die sich herausnimmt, ihn zu belehren.

Arabella zieht ihre eigenen Schlüsse daraus. Beim nächsten Instagramdreh kapert sie das Shooting. Sie reißt sich vor laufender Kamera ihre Perücke aus schwarzem glattem Haar vom Kopf und beißt in einen Chickenwing, den sie aus einer mitgebrachten Box zaubert. «Happy Animals»: ist alles nur Fake, auch für diese Botschaft fluten die Likes den Screen. Michaela Coel, die Arabella spielt und die Serie geschrieben hat, beißt beim Dreh übrigens in einen panierten Blumenkohl, weil sie plant-based lebt. Steht so im Internet. ■

Was weiß die Nordsee von mir? Ich weiß viel von ihr, sie hat mich immer begleitet, aber hört sie mir eigentlich zu? Schließlich habe ich hier entscheidende Etappen meines Berufs-, Liebes- und Urlaubslebens verbracht. Wenn ich am Spülsum des Wattenmeeres entlang gehe, folgen mir Generationen von Verwandten und Bekannten, die vor mir hier waren, und womöglich auch diejenigen, die nach mir sein werden. Das wechselhafte Wetter, die Winterstürme und das nordische Sommerlicht sind immer dabei, genauso wie der Spruch, dass es kein schlechtes Wetter gibt, sondern nur die falsche Kleidung. Die Friesen waren schon immer da, die Römer, das Reich, die Nation, die Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie, genauso wie der Deichbau, die Entwässerung, Sturmfluten biblischen Ausmaßes, und außer dem Regen fielen auch die Bomben. Austernmuscheln kamen und gingen, ebenso wie die Verschmutzung durch Ölkümpen und Dünnsäureverklappung. Heute ist es der ansteigende Meeresspiegel, der sich in die Wahrnehmung beim Strandspaziergang und in die besorgte Konversation einschleicht. Die Nordsee macht unberührt davon auf Ebbe und Flut, Priele suchen sich neue Wege, Watvögel und Wattwürmer durchpflügen das flache Küstenshelf, das sich immer noch nicht so recht entscheiden kann, was aus ihm werden soll. Die Wellen umspielen die Zehen, sie breiten sich in großer Geste über die weite Sandfläche aus, züngeln an den Dünen und Deichen und lassen hin und wieder die Muskeln spielen. Sie sind immer da, genauso wie das Wetter. Wir folgen dem Wetter, und das Wetter erzählt uns unsere Geschichten, die ohne es nicht nur unvollständig, sondern gar nicht wären. Die Jahreszeiten sind ein solider Zeitmesser in unseren Breiten. Sie kommen und gehen, immer gleich und jedes Mal anders, wie in den Filmen von Eric Rohmer und jüngst in den Romanen von Ali Smith, die *Frühling, Sommer, Herbst* und *Winter* heißen. Bei beiden wird viel geredet, Menschen gehen Beziehungen ein, und sie tun dies eher beiläufig und zufällig, wie ein Landregen oder ein erster Sommernorgen. Nur selten greift das Wetter direkt ein, wie das grüne Leuchten bei Eric Rohmer, meistens ist es einfach da, auf unaufdringliche Weise mit der Handlung verwoben. Eigentlich ist es genauso Handlung und Akteur wie die Menschen, die als bewegte Materie Dinge tun und lassen, Beziehungen eingehen oder nicht, in immer neuen Konstellationen. Manchmal sind sie, Menschen und Wetter, auch noch da, wenn sie schon tot oder vergangen sind. Du folgst immer dem Wetter, sagt der Sohn zum Vater in *Big Sky Country*, dem Roman von Callan Wink, in Anspielung auf den Inhalt ihrer regelmäßigen Telefonate. Doch das Wetter erzählt auch von den Menschen. In dem Buch *Weather Reports* versammelt die Künstlerin Roni Horn Geschichten von Isländern über einschneidende Wetterereignisse und kommt zu dem Schluss, dass die Leute das Wetter sind. Die nordamerikanischen Tinglit glauben, dass Gletscher hören können, wie die Ethnologin Julie Cruikshank berichtet. Man sollte sich deshalb gut überlegen, was man in ihrer Nähe sagt, da sie sehr launisch sind. Natürlich glauben die Tinglit nicht, dass Gletscher Ohren haben. Aber die Gletscher sind nicht einfach da draußen, sondern sie sind eine alles umfassende Präsenz aus Licht, Klang und Gefühl. Sie sind das Krachen des Eises, gleißendes Weiß und weiße Kälte. Sie sind so präsent, dass sie alles durchdringen, auch das Bewusstsein der sie Wahrnehmenden, so dass Gletscher durch die Menschen hören, durch ihren Klang. Die Gletscher, das Meer und das Wetter sind die Atmosphäre, die uns das Leben ermöglicht. Es ist die Statistik der Atmosphäre, das physikalische Klima, vor dem wir uns zur Zeit fürchten. Darüber vergessen wir manchmal, dass wir das Klima sind, das durch uns ist. g

Am Tag, als der neue Weltklimabericht des IPCC erschien, wachte ich auf und sah die Welt durch einen Ring aus Feuer. Funken stoben durch die Luft, und im Dunst der flirrenden Hitze sah ich Schemen einer Sommergesellschaft, die auf einem grünen Rasen wandelte. Eine traumverlorene Vermischung der verstörenden Bilder aus UNDERGROUND RAILROAD vom Abend zuvor mit den morgendlichen Nachrichten über den Zustand des Klimas. Dabei ist diese Überschneidung gar nicht so weit hergeholt. In einer späteren Episode gibt es einen direkten Bezug zum Klimawandel: In aller Seelenruhe erklärt der Sklavenjäger seiner Gefangenen, dass die sie umgebende apokalyptische Szenarie aus brennenden Bäumen und verbrannter Erde keinesfalls das Resultat eines Blitzschlags, also einer natürlichen Ursache, sei, sondern dass die Siedler – dümmer als Bohnenstroh – die Wälder von Tennessee abbrennen, um das Land urbar zu machen. Willkommen im *black anthropocene*.

Im Laufe des Tages verlieren sich diese Assoziationen, und es erscheinen vertraute Muster. Willkommen im Denken in Oppositionen wie Wissenschaft und Skeptizismus, Tempolimit und Fleischessen, Veränderung der Struktur oder des individuellen Verhaltens, eine endlose Diskussion ohne Hoffnung auf Erlösung. Was bleibt, ist das schale Gefühl des *double-bind* – egal, was Du tust, es ist das Falsche. Wie in dem Koan, das Gregory Bateson erzählt: Der Meister hält einen Stock über den Kopf des Schülers und sagt: Wenn Du sagst, der Stock ist real, dann schlage ich Dich. Wenn Du sagst, er ist nicht real, dann schlage ich Dich. Und wenn Du gar nichts sagst, schlage ich Dich auch.

Der Ausweg, so Bateson, besteht darin, dem Meister den Stock wegzunehmen. Aufhören, über das Klima in Oppositionen zu debattieren und stattdessen lernen *to think like a climate*, wie die Ethnologin Hanna Knox in ihrer gleichnamigen Monografie vorschlägt. Auch sie bezieht sich auf Bateson, der den Gegensatz zwischen Computerdaten, Person und Umwelt aufhebt und diese als eine Einheit wahrnimmt. Die Klimadaten aus dem IPCC, ich und das Wetter draußen sind eine solche Einheit, die denkt und handelt. Zu sagen, dass ein Klima denkt, heißt, es als einen Effekt stabiler Beziehungen unterschiedlicher Interaktionen von Einheiten zu betrachten, die aufeinander verweisen und so einen Unterschied machen. Wie ein Klima denken ist ein Hilfsmittel, um die vielen Formen, in denen Klima erscheint, unter einen Hut zu bekommen. Die Klimadaten sitzen in den sozialen Beziehungen, in den Jahreszeiten, im täglichen Einkauf, in den Essgewohnheiten, in der Stadtplanung und in den Aktionen von Klimaaktivisten.

Die vielen Reportagen und Interviews aus den sommerlichen Überschwemmungsgebieten im Ahrtal geben ein großartiges Bild einer Welt im Klimawandel. Ein Dorf war noch nach Wochen von der Außenwelt abgeschnitten, seine Bewohner*innen bauen es nun wieder auf – was für ein Stoff für Erzählungen über praktizierte Transformation und Weltenbildung. In einem Interview beklagte die Medienökologin Birgit Schneider die vorherrschende Fokussierung auf Markt und Technik als Lösung aller Klimaprobleme und meint, dass wir bisher nur wenig darüber wissen, was es bedeutet, alltäglich in einer transformierten Gesellschaft zu leben. Eine der schönsten Geschichten erzählte der Biologieprofessor Wolfgang Büchs über das Ahrtal. Nach einer ähnlich schweren Flut vor ungefähr hundert Jahren entwarfen die Ingenieure Pläne für den Bau eines Regenwasserrückhaltebeckens, um zukünftige Überschwemmungen zu vermeiden. Es wäre groß genug gewesen, um die heutigen Wassermassen aufzufangen. Doch zur gleichen Zeit gab es damals auch Pläne für den Bau des Nürburgrings, und das Geld reichte nur für eines der Projekte. Es hätte sich schon damals gelohnt, wie ein Klima zu denken. **g**

Erste Weltreise: In Hamburg geht man mit den Kindern nach Hagenbeck, dem Zoo, der wegen seiner weitläufigen Anlage berühmt ist. Die gitterlosen Tiergehege sind so angelegt, dass Sichtachsen entstehen, die den Blick auf eine afrikanische Savanne ahnen lassen, mit Elefanten im Vordergrund, dahinter die Giraffen und am Horizont der Vogelstrauß. Tiere stehen ratlos in den Panoramen, die der asiatischen Steppe oder der arktischen Eiswüste nachempfunden sind, nur durch Gräben von den Besucherinnen getrennt. Alle hanseatischen Kinder durchlaufen diese Schule des Sehens und des Wissens. Keine Spur hingegen von den Völkerschauen, die es hier bis in die 1940er Jahre gab, obwohl erst kürzlich zu lesen war, dass der Urgroßvater des Fußballweltmeisters Karembeu in Hagenbeck als «der letzte Kannibale» vorgezeigt wurde. Das notorisch verstrittene Familienunternehmen tut sich schwer mit der Aufarbeitung, auf ewig gefangen in einem kolonialen Kontinuum.

Zweite Weltreise: Im Bremerhavener Klimahaus hingegen sind die Menschen der Erde Teil der Ausstellung, der Klimawandel ist Thema und hebt das Trennende auf. Entlang des 8. Längengrades leitet ein virtueller Führer durch verschiedene Klimazonen, die in unterschiedlichen Räumen sinnlich erfahrbar gemacht werden. Die Schulklassen bestaunen die Bergwelt der Schweiz und reisen von Sizilien nach Marokko, durchqueren den Regenwald Kameruns, den Pazifik und die antarktische Eiswüste und enden auf der nordfriesischen Hallig Langeness. Auf Bildschirmen werden im musealen Stil «Sitten und Gebräuche» der Menschen aus den jeweiligen Klimazonen dargestellt: Die Schweizer Großfamilie auf der Alm, die Tuareg mit Kamelen und die Eskimos mit ihren Motorschlitten. Die durch die Ausstellung tobenden Kinder sind begeistert, Jacke an, Jacke aus, je nach Klimazone. In einer Nebenausstellung über die Geschichte der Klimaforschung stellt der individuelle ökologische Fußabdruck die Verbindung mit dem Weltganzen, dem Klima, her, und weist so allen eine Verantwortung für die Klimastabilität zu.

Dritte Weltreise: In Glasgow auf dem Weltklimagipfel trafen sich in den Hallen des Scottish Event Campus für zwei Wochen Delegierte von 200 Nationen der Welt, um das in Paris vereinbarte 1,5 Grad-Ziel einen Schritt weiter in die Praxis umzusetzen. Pazifische Inselstaaten verhandelten mit Großmächten, der Süden mit dem Norden, der Osten mit dem Westen und jedes einzelne Land für sich. Anwesend waren zudem Fridays for Future und Umweltschutzorganisationen, Menschenrechtsgruppen und Abgesandte von indigenen Völkern, die sich längst Zutritt und Gehör verschafft haben. Auf dem Flugplatz von Glasgow parkten, so liest man, die Privatjets der Lobbyisten. Die Medien und scharenweise angereiste Beobachter*innen aus den Sozialwissenschaften tun sich schwer, auch nur einen Bruchteil dieser globalen Debatte abzubilden. Doch der Dialog geht weiter, in den Familien, den Kommunen, den Parlamenten, in den wie auch immer definierten Territorien.

Vierte Weltreise: Ein umfassendes Kompendium dieses seit Menschengedenken andauernden Dialogs zwischen unwahrscheinlichen Partnern liefern David Graeber und David Wengrow in dem gerade erschienenen *The Dawn of Everything: A New History of Humanity*. Sie haben tief in den ethnologischen Archiven gegraben und pulverisieren die Erzählungen von der naturgegebenen Notwendigkeit des Wachstums, von der Überlegenheit der Aufklärung oder dass der Menschen dem Menschen eben ein Wolf sei. Sie eröffnen stattdessen ein Panorama der Möglichkeiten, eine Menschheitsgeschichte, die zeigt, dass es nicht nur den einen Plan gibt und dass es auch beim Klimawandel um mehr als nur um die Reduktion von Emissionen geht. §

klimamedien
Wenn schon Holzhammer
Von Werner Krauss

Der Blockbuster DON'T LOOK UP warnt mit der Holzhammermethode vor der drohenden Klimakatastrophe und bringt damit den Stand der derzeitigen Volkserziehung in Sachen Klimawandel auf den Punkt. Ein Meteoriteinschlag steht kurz bevor. Er kann nur durch einen gezielten Atomschlag verhindert werden, doch die amerikanische Öffentlichkeit und die Medien ignorieren die Gefahr oder plappern sie einfach weg. Damit auch wirklich alle die Analogie verstehen, postet der Regisseur Adam McKay auf Twitter Videoclips mit Aussagen von berühmten Klimaforschern wie Hans Joachim Schellnhuber, der uns nur noch 6–8 Jahre gibt, um die Katastrophe aufzuhalten, oder seinem amerikanischen Kollegen Peter Kalmus, der die Aussichtslosigkeit der Lage bei steigender Erwärmung erklärt. Laut dem Magazin *New Yorker* erkennt sich Michael Mann, streitbarer Klimaforscher und Erfinder der Hockeystickkurve, in Leonardo DiCaprios Darstellung wieder und sieht darin den Beweis, dass dieser Film alles richtig macht. Die Botschaft ist eindeutig: Die Menschheit muss endlich auf die Wissenschaft hören, es gibt keine Alternative und keinen Handlungsspielraum mehr. Es bleibt allerdings die Frage, ob eine Atombombe auch gegen den Klimawandel hilft, und wenn nicht, was dann.

Die ARTE Dokumentation *L'HOMMAGE À MANGER LA TERRE* (DIE ERDZERSTÖRUNG) von Jean-Robert Viallet wählt einen anderen Ansatz. Illustriert mit Originalaufnahmen, eröffnet sie einen analytisch geschulten Blick in das Familienalbum des Großkapitals und auf den wissenschaftlich-industriellen Fortschritt. Die Erfindung der Dampfmaschine, die Ausbeutung fossiler Brennstoffe, die Weltkriege, die Atombomben, die Automobilität oder die Patentierung von Saatgut sind nicht wie ein Meteorit vom Himmel gefallen, sondern sie haben eine Geschichte, einen Namen und eine Adresse. Diese Entwicklung, von der nur ein Teil der Menschheit profitiert, wurde oft genug mit Gewalt durchgesetzt und hat zahllose Protestbewegungen ausgelöst. Christophe Bonneuil und Jean-Baptiste Fressoz, die am Drehbuch mitarbeiteten, erinnern an diesen Widerstand und kritisieren in ihrem Buch *The Shock of the Anthropocene* den Mythos, dass die Wissenschaft eine unwissende Menschheit über die drohende Katastrophe aufklären muss. Sie beklagen vielmehr, dass sich auch die Sozialwissenschaften von der naturwissenschaftlichen Vereinfachung der Komplexität der Welt und ihrer Reduktion auf Statistik haben mitreißen lassen.

Der Ansatz von *L'HOMMAGE À MANGER LA TERRE* steht auch in der Tradition des Soziologen Mike Davis, der bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten in *Ecology of Fear* gezeigt hat, wie wichtig eine gründliche Analyse der sozio-ökonomischen Verhältnisse, der Ökologie und der falschen Abzweigungen in der Geschichte ist. Er zeigte detailliert auf, dass es in Los Angeles als der Stadt realer und imaginierter Katastrophen historisch immer alternative Pläne gab, die durch Machtgier, Korruption und Eigeninteresse verworfen wurden. Es geht schon lange nicht mehr allein darum, Karten von der Erhitzung der Welt zu erstellen, sondern sie richtig zu lesen und vor Ort die richtigen Entscheidungen zu fällen. Es ist eine Sache, die Menschheit wegen des Anstiegs des Meeresspiegels oder der Überschwemmungen an der Ahr anzuklagen, eine andere ist es, leichtsinnige Bebauungen in Überflutungsgebieten rückgängig zu machen oder gleich zu verhindern. Es gibt durchaus Handlungsspielraum und Alternativen, und wenn schon Holzhammer, dann auf den richtigen Kopf und nicht, um pauschal ein Klima der Angst zu schüren. **g**

klimamedien
Follow the Bee

Von Werner Krauß

Vor einiger Zeit wurden der Klimaforscher Hans von Storch und ich für den Dokumentarfilm **DER UNBERECHENBARE FAKTOR. WARUM WIR DIE WELT NICHT MIT ZAHLEN RETTEN WERDEN** interviewt. Der Regisseur Christian Belz versprach sich von einem Aufeinandertreffen von Klimaforscher und Ethnologe interessante Grenzüberschreitungen. Ich erzählte von meiner Forschung über die Auswirkungen des Klimawandels an der Nordseeküste. Viele Leute sind beunruhigt über die Häufung von Extremwettern und den Anstieg des Meeresspiegels. Sie beklagen aber auch den aggressiven Zugriff der Agrarlobby und von Bodenspekulanten auf die einst vielfältige Küstenlandschaft, die zur Agrarwüste und zum bloßen Standort für Kapitalinteressen zu verkommen droht. In der überall anstprechenden Sorge um das Bienensterben, so mein damaliger Eindruck, kulminierte die kollektive Sorge über diese geo-soziale Entwicklung.

Hans von Storch hörte aufmerksam zu und lieferte dann seine Version von Klimaschutz: Er nannte die Zahl von 38 Gigatonnen CO₂, die derzeit jährlich weltweit ausgestoßen und eingespart werden müssen, um 2050 klimaneutral zu sein. Der Klimawandel sei eine globale Aufgabe, die nur durch die Entwicklung und den Export besserer Technologien und durch die Produktion von negativen Emissionen zu erreichen sei. Das sollte ich meinen Leuten an der Küste mit ihren Bienchen mal erzählen. Es waren die «Bienchen», die mich hinterher zum Nachdenken anregten. Warum diese Verniedlichungsform?

Der wissenschaftliche Klimadiskurs verweist auf das messbare Klima und definiert zugleich, was Realität und was Aberglaube ist. «Follow the Science» heißt, die Spinner und Schwätzer aus dem Klimadiskurs auszusortieren. Die Philosophin Isabelle Stengers interessiert sich für solche wissenschaftstheoretischen Fragen. Im Zuge ihrer Überlegungen kommt sie auf die Bewegung der neuen Hexen in England zu sprechen, deren Anführer sagt, dass der Geruch der im Mittelalter als Hexen verbrannten Frauen noch immer in der Luft zu riechen sei. Das sollte denen zu denken geben, so Stengers, die sich vorschnell und einseitig auf die Seite der Wissenschaft schlagen. Wer sich für die Aufklärung stark machte, machte der sich eigentlich auch der Hexenverbrennung schuldig? In der *London Review of Books* diskutierten Historiker kürzlich das neue Buch von Carlo Ginzburg über Werwölfe. Die Akten der Inquisition über Verhöre von Menschen, die als Werwolf bezichtigt wurden (oder sich als solche verstanden), zeigen, dass mit der Erscheinung von Werwölfen lokale Praktiken und Widerstandsformen des «gemeinen Volkes» gegen den Klerus, den Adel oder die Enteignung der Allmende verbunden sind. Es ist situiertes Wissen, das hier zum Verschwinden gebracht werden sollte.

Wissenschaft hat es sich zur Aufgabe gemacht, Klimaskeptiker und Querdenker zu bekämpfen, und im gleichen Atemzug droht sie, Spiritualität oder Animismus als Aberglaube auszugrenzen. Dabei produziert die Wissenschaft selbst ihr Wissen keinesfalls im luftleeren Raum, auch sie braucht ein Setting, um glaubhaft zu sein. Sie setzt auf Staat und freie Marktwirtschaft, kopiert willfährig deren Produktionsweisen und kapriziert sich zunehmend auf Geo-engineering und die Entwicklung von Sozialtechnologien. Und was ist nun mit den Bienen? Eine Antwort fand ich in der Serie **EMILY DICKINSON**, wo Poesie als eine Form der Weltbeschreibung ernst genommen wird. Emily Dickinson versteht etwas davon, was es braucht, um Landschaften bewohnbar zu machen:

To make a prairie it takes a clover and one bee, || One clover, and a bee, || And a reverie. || The reverie alone will do, || If bees are few. **g**

klimamedien

Wechseljahre

Von Werner Krauß

Vor ein paar Jahren betitelte ich einen Blogbeitrag über eine öffentliche Diskussion von Klimaforschern, zu der auch ein Skeptiker eingeladen war, mit «Männer im Klimakterium». Man hatte es nicht für nötig gehalten, eine Frau einzuladen und gefiel sich darin, Alarmisten lächerlich (also weiblich) zu machen. Saubere Wissenschaft und technologischer Fortschritt werden das Ding schon schaukeln, so der Konsens. Hinterher kritisierte mich einer der Betroffenen, wo denn der Erkenntnisgewinn meiner Überschrift sei. Not funny, so das Urteil.

Diese Episode fiel mir anlässlich der 4. Staffel von *BORGEN* wieder ein, wo Birgitte Nyborg als Außenministerin zurückkehrt und sogleich mit Ölbohrungen in Grönland konfrontiert wird. Dänemark ist auf dem Weg ins postfossile Zeitalter, Klimapolitik ist weibliche Machtpolitik. Während die Gletscher in Grönland schmelzen, kommt Birgitte Nyborg in die Wechseljahre, ist abwechselnd müde, friert oder hat Schweißausbrüche. Der Klimawandel vollzieht sich auf allen Ebenen, er verursacht geopolitische Konflikte, bestimmt die Identitätspolitik der Grönländer und verschiebt familiäre Konstellationen in der Familie Nyborg. Wie damit umgehen, mit den existentiellen Wechseljahren, wohin mit der ganzen Paranoia? Zum Glück haben Serien immer eine Antwort, als Option für eine nächste Staffel.

Darauf wird auch die Transformationsforscherin Maja Göpel hoffen, die von der *ZEIT* gedisst wurde, weil Marcus Jauer als Ghostwriter ihres Bestsellers *Unsere Welt neu denken. Eine Einladung* nicht mit auf dem Buchtitel steht. Auf seinen Wunsch, was die Sache kompliziert macht. Handelt es sich um ein wissenschaftliches Fehlverhalten, ist es womöglich eine gezielte Kampagne wie die gegen Baerbock, oder ist das einfach nicht wichtig? Dabei diente der Ghostwriter lediglich dazu, das zu erfüllen, was in den Medienwissenschaften permanent gepredigt wird: Wissenschaft den Leuten da draußen nahezubringen. Das ist ihm offensichtlich gelungen. Allerdings frage ich mich, ob der öffentlich-rechtliche Anbiederungston («Ich lade Sie ein» oder «Merken Sie es?») wirklich einen Systemwandel einleiten kann. Wie auch immer, am Schluss schreibt sie/er: Keine Angst vor dem «Bloody Monday». Nach diesem fiesen Nachspiel bin ich mir da nicht so sicher, die Paranoia kommt immer durch die Hintertür.

Paranoia ist auch das Thema des Romans *Wetter* von Jenny Offill. Er handelt davon, wie sich das Leben unter Trump und drohender Klimakatastrophe anfühlt. Der Zustand der Erzählerin, einer Bibliotheksangestellten in New York, ist zerrüttet: Die Nerven liegen blank, sie balanciert am Abgrund der Verzweiflung und versucht, sich und ihre Nächsten bei geistiger Gesundheit zu halten. Die passende Lektüre zwischen Pandemie, Hitzewellen und Krieg in der Ukraine. Wie Prepper schleichen wir durch die Gegend auf der Suche nach Heizkörpern, Konserven und Informationen, um durch den nächsten Winter zu kommen.

Nicht fehlen im Survival Paket sollte das Buch *Über Freiheit*, in dem Maggie Nelson eine Tour de Force durch die neuere Klimaliteratur unternimmt. Sie brauchte fünf Jahre dafür, und es unterlaufen ihr schon mal Formulierungen wie «Das ist nichts Neues für Leute, die sich auch nur ein bisschen mit feministischen, ökologischen, postkolonialen oder indigenen Denkansätzen beschäftigt haben». Das ist hoffentlich kein Problem, oder? Aber auch sie muss tief in die kulturelle Schatzkiste hipper Kalifornierinnen zurückgreifen, um angesichts der Zukunftsaussichten ihres kleinen Sohnes nicht in Tränen auszubrechen. Manchmal, so zitiert sie Pema Chödrön, ist es sinnvoll, «aus dem Drehbuch auszusteigen», und zwar «aus allen Drehbüchern». g

Es war mein fester Vorsatz, für diese Kolumne EXTRAPOLATIONS zu besprechen, bin aber nach der 6. Folge abgeschmiert. Die ersten drei Folgen waren harte Arbeit, warum tut man sich das an? Die 4. Folge war dann von Dave Eggers geschrieben, was man ihr anmerkte. Er lässt eine Klimaaktivistin ihre Geo-engineering-Aktion mit einem philosophischen Zitat aus dem Whole Earth-Katalog begründen und stellt so den Umgang mit der Klimakrise in einen historischen Kontext. Sie erweitert die Selbsthilfedevice «Wir sind wie die Götter, also sollten wir auch gut darin sein» um den Zusatz «und heute reparieren wir etwas, das etwas größer ist». Vielleicht schaue ich mir die letzten Folgen doch noch an, aber ich kann mir kaum vorstellen, dass diese Serie noch irgendwie die Kurve kriegt. Die Botschaft ist schon klar: Selbst das 2 Grad Ziel wird verheerende Auswirkungen auf Meeresspiegel- und Temperaturanstieg haben, und die korrupten Eliten werden sich einen Teufel darum scheren. Das Problem dieser amerikanischen Cli-Fi-Filme sind die Narrative. Auch die *New York Times* moniert, dass hier ein Syllabus brav abgearbeitet werde. Das mag daran liegen, dass der offizielle Klimakanon, also der wissenschaftlich abgesegnete, erzähltechnisch ziemlich überschaubar ist.

Nach dem Krieg wurden Filme als Mittel der Entnazifizierung der Bevölkerung eingesetzt. Filme wie jüngst DON'T LOOK UP oder eben nun EXTRAPOLATIONS scheinen eine ähnliche Intention zu verfolgen, sie propagieren globale Dekarbonisierung. Und immer ist Meryl Streep mit von der Partie, sei es als amerikanische Präsidentin in DON'T LOOK UP oder nun als Walstimme und Avatar-Großmutter. Und wie schon bei Kim Stanley Robinsons Bestseller *The Ministry for the Future* steht Mumbai für den hoffnungslos überhitzten Planeten, aber hier wie dort verleihen die Bilder den Extrapolationen kein Leben, sie sind nur eine Visualisierung der modellierten Kurven. Die Klimakrise ist auch eine des Erzählens.

Der Klimawandel ist in Christian Petzolds Film ROTER HIMMEL zwar nicht direkt Thema – aber dennoch immer präsent. In dieser Sommerromanze brennen die Wälzer an der Ostsee, Hubschrauber knattern mit ihren Löschkanistern über den roten Himmel, als Kontrapunkt im Garten des Ferienhauses das Summen der Insekten und das Flüstern des Windes, das Klopfen des Spechts, das Geplapper der Menschen und das Quiaken der Wildschweine. Kleists *Erdbeben von Chili* und die dem Tod geweihten Liebenden von Asra aus dem Gedicht von Heine stecken den literarischen Horizont dieser romantischen Erzählung ab. Das Motiv des sich rot färbenden Himmels erinnerte mich an DIE GELIEBTEN SCHWESTERN von Dominik Graf, wo bei einem Picknick auf der Wiese die Mutter aufsteht und zur untergehenden Sonne gewandt sagt: Die Schweden kommen. Dabei war zu Schillers Zeiten, in denen der Film spielt, der Dreißigjährige Krieg ja auch schon eine ganze Zeit her. Das sind die langen Erinnerungsspuren, die Landschaften in sich tragen, als kollektive Archive, wo sich der Augenblick mit der geologischen Geschichte, der *très longue durée*, wie es bei Fernand Braudel heißt, und mit der Zeitgeschichte verbindet. Das sind Extrapolationen anderer Natur, die eher auf der sinnlichen Ebene zutage treten und dem Klima eine Geschichte verleihen, die erzählt werden kann. Eine Qualität, die den pädagogisch motivierten Schreckensszenarien der Cli-Fi Blockbuster oft abgeht. g

Ein Sommer im Anthropozän: Knapp siebenhundert Flüchtlinge ertrinken im Mittelmeer, wenig später sterben fünf Superreiche beim Versuch, das Wrack der Titanic aus der Nähe zu sehen, es folgt der heißeste Juli seit Beginn der Wetteraufzeichnungen. «It seems the Anthropocene is not a nice place to sleep», mit diesem Seufzer beginnt der Roman *Landsickness* von Nikolaj Schultz. Der Gedanke an den ökologischen Fußabdruck raubt dem Erzähler den Schlaf. Alles, was wir tun, hat irgendwo anders eine Auswirkung, und meist keine gute, und überall, wo wir sind, da stimmt etwas nicht. Was beginnt wie ein etwas ungelenker Versuch, wie Bruno Latour zu denken, mit dem Schultz zuvor gemeinsam ein Buch geschrieben hat, gewinnt im Laufe des Buches an Intensität. Eine Intensität, die mich beim Lesen an Tristan Garcias Versuch über *Das intensive Leben* erinnerte (falls das noch jemand kennt).

Der schlaflose Erzähler flieht aus Paris auf eine Mittelmeerinsel. Anstatt die ersehnte Seelenruhe zu finden, verursacht die dort vorgefundene Realität *Landsickness*, eine Übelkeit, die Seeleute überfällt, wenn sie wieder an Land kommen. Die Insel wird den Einheimischen schleichend enteignet, sie ist überfüllt mit Touristen, die Biodiversität ist gefährdet, die Existenz in dieser *critical zone* ist prekär. Im Hafen liegen die Jachten der Superreichen, die davon träumen, exo-terrestrisch und unsterblich zu werden. Boden unter den Füßen findet der Erzähler erst auf der Rückfahrt mit einem Boot, auf dem Meer. Hier lernt er navigieren, im Inferno, von einer Welle zur anderen. Mit Blick auf den Horizont, ohne ihn direkt anzusteuern. Den Ruhepunkt im Inferno, in dem wir bereits leben, finden und ihm Raum geben, mit diesem Ratschlag von Marco Polo endet das Buch – und erfüllt nebenbei Garcias Forderung nach einer Ethik des intensiven Lebens.

Über Mangel an Intensität muss sich in dem Film *HOW TO BLOW UP A PIPE-LINE* niemand sorgen. Diese entsteht ganz von selbst, weil mit Sprengstoff hantieren lebensgefährlich ist. Ob man das darf? Nach der Aufregung über die *Last Generation*, die mit einer Klebeaktion auf dem Hamburger Flughafen den Ferienanfang störte, ist die Kritik im Feuilleton ganz bei sich selbst. *Die ZEIT* wiegt besorgt den Kopf, die *New York Times* kritisiert, dass der Klimawandel hier doch nur Aufhänger für einen Thriller sei. Einig sind sie sich darin, dass die beiden Punkrocker unter den Bombenbauern überzeichnet seien, weil sie noch kurz, bevor alles in die Luft zu fliegen droht, Liebe machen. Tja, also wirklich, das geht ja gar nicht, Klimaschutz ist schließlich etwas Ernstes.

Dazu passt der Appell des Umweltbundesamtes an die *Last Generation*. Gerau jetzt sei doch die große Mehrheit der Bevölkerung für den Klimaschutz, aber gegen die Proteste der Klimakleber – ob es da nicht besser wäre, die Aktivitäten einzustellen? Wenn die Erwachsenen die Weltrettung übernehmen, dann können die Kinder doch wieder beruhigt schlafen, im Anthropozän. g

Im Spätsommer flog ich auf ein Symposium im norwegischen Bergen, es ging um die Veränderung in der Wahrnehmung der Jahreszeiten, «Re-patterning our seasonal cultures». Ein passendes Thema in einem Jahr, das Rekordtemperaturen verzeichnete. Ein Klimaforscher, der für einen privaten Wetterdienst arbeitet, erzählte in seinem Vortrag, er habe im Frühjahr einen Sommer mit Rekordtemperaturen vorhergesagt. Das traf im Prinzip auch ein, nur nicht für seine Vorhersageregion, dort regnete es den ganzen Sommer über. Ich fragte ihn, was Wetter für ihn sei, vor dem Hintergrund dieser Fehlprognose: nur eine statistische Kalkulation, eine Reihe von Messdaten, oder eher ein launisches Biest? Das habe er sich noch nicht überlegt, aber die Frage gefiel ihm. Nach langem Zögern war seine Antwort: Ich bin aus Bergen. Bergen hat aus dem Klimawandel eine Tugend gemacht und nennt sich nun *the rainy city*. Ich bin aus Bergen heißt, so reimt ich mir das zusammen, ich lasse mich nicht vom Wetter erschrecken.

In Hamburg, Anfang November, sitze ich in einem Warterzimmer. Die Krankenschwester heitert uns auf, wir müssen raten, woher sie komme. Südwesten? Oh, Saarbrücken, das war schwierig. Doch, in Hamburg gefalle es ihr, am Anfang, vor dreizehn Jahren, sei es mit dem Wetter schwierig für sie gewesen, aber jetzt sei sie froh, in Saarbrücken sei es viel zu heiß gewesen diesen Sommer. Über 40 Grad, meint ein Leidensgenosse, aber Saarbrücken habe jetzt ja im Pokal gegen Bayern gewonnen.

Auf dem Flug nach Nantes in Frankreich zum Kick-off Meeting von *Rewrite*, einem Projekt, das sich mit den Möglichkeiten der Speicherung von CO_2 in Salzwiesen und Seegras beschäftigt, durchbricht die Maschine die grauen Wolken. Auf meinem Kopftonband spielt *Both Sides Now*. Das Lied von Joni Mitchell beginnt genau mit dieser Szene: Von oben die Wolkenburgen und Luftschlösser, unten der Regen. Auch die Liebe kennt sie von beiden Seiten, das Geben und Nehmen, und das Leben hat sie von allen Seiten betrachtet. Aber es hat sich auch was geändert, in ihren Beziehungen, und überhaupt: I don't know life at all.

Nicht nur das Leben erkennt man nicht wieder, in diesen Tagen, auch die Jahreszeiten sind nicht mehr, was sie mal waren. Wenn diese Ausgabe von **cargo** erscheint, ist es Winter, das steht zumindest fest. g

Es wird oft geklagt, dass die Klimadebatte stagniert. Das stimmt so nicht. Der Schulterschluss der Klimabewegung mit den Demonstrationen gegen Rechtsextremismus ist ein Beispiel für eine überfällige Diskursverschiebung, wie ein Rückblick auf eine frühere Phase der Klimadebatte zeigt.

Der Blog *Die Klimazwiebel* war ein Forum, in dem wir – Klimaforscher, Soziologen und ich als Ethnologe – zwischen 2009 und 2017 laufende Klimadebatten kommentierten. Unser Markenzeichen war, dass wir uns argumentativ zwischen Alarmisten und Skeptikern positionierten. Unsere Kommentarspalten waren geöffnet und dort tummelten sich vornehmlich Klimaskeptiker. Diese verhielten sich gegenüber den Herren Professoren weitgehend devot und freuten sich, wenn wir ihre Kritik ernst nahmen. Aber es war ein Spiel mit dem Feuer. Als Trump 2017 Präsident wurde und die AFD in den Bundestag einzog, war es vorbei mit der *Klimazwiebel*. Die Skeptiker zeigten ihr hässliches Gesicht, und unsere Position wurde fragwürdiger, je mehr sich Wissenschaftskritik mit rechten Argumenten vermischt. Wir redeten mit den Rechten und Rechthabern, waren selber gerne letzteres und gingen uns am Schluss gegenseitig an den Kragen. Wie weit kann man skeptische Argumente mit Rechten diskutieren, ohne sich von ihnen zu distanzieren? In unserem Verständnis war Skeptizismus eine wissenschaftliche Tugend, falls sich hier jemand wundert. Wir waren weit entfernt davon, Klimaskeptiker zu sein, aber wir misstrauten einem Alarmismus, der Politik ersetzen wollte. In den 2010er Jahren gab es heftige Debatten über die Rolle der Klimawissenschaft als politisches Instrument. Es war die Zeit der Science Wars, der Hockeystickdebatte, von gehackten Wissenschaftler-Emails und ähnlicher Skandale. Es gab dort viele Fronten, wo diskursive Kämpfe ausgefochten wurden, es ging um Forschungsgelder, Wissenschaftspolitik und Wahrheit.

Die Solidarität von Fridays for Future mit dem Protest gegen Rechtsextremismus erinnert mich an diese Episode. Es braucht diesen breiten Schulterschluss, um aufzuzeigen, dass Klima und Politik nicht getrennt werden können. Rechtsextremismus und Populismus haben schon immer den Kampf gegen Einwanderung mit dem gegen Klimapolitik verbunden. Fridays for Future scheint das verstanden zu haben. Das Klima braucht demokratische Mehrheiten. **g**

How forests think von Eduardo Kohn hatte ich nie verstanden, Gedanken wie undurchdringliches Gestrüpp. Das änderte sich erst durch den Film *evil DOES NOT EXIST* von Ryûsuke Hamaguchi, der erstmal nichts mit dem Buch zu tun hat, ein reiner Assoziationszufall. Am Anfang des Films eine Kamerafahrt durch blattloses Geäst im Wald, von unten gefilmt, kein Zentrum, nirgends, Schwindel erregend. Doch dann folgt der Film erstmal einem vertrauten Schema: Der Naturbursche bringt Quellwasser aus dem Waldbach zu der Köchin, die darin die Sobanudeln mit frisch gepflückten Wasabiblättern zubereitet. Mit anderen Dorfbewohnern nimmt er an einer öffentlichen Anhörung zum Bau eines glamourösen Campingplatzes teil. Sie sitzen den mit Laptops bewaffneten Städtern aus Tokio gegenüber, die ihr Projekt um jeden Preis durchsetzen sollen, so ihr Auftrag. Im Hintergrund immer wieder Schüsse, die lapidar mit Rotwildjagd erklärt werden. Soweit eine dieser traurigen Ökogeschichten, die zeigen, wie unser Planet zuschanden geritten wird. Erst gegen Ende kippt der Film. Der Blick eines angeschossenen Rehbocks trifft den eines Kindes und löst eine Kette von Ereignissen aus, die man so hinnehmen muss, aber man kann sich keinen Reim drauf machen. What? Wie jetzt? Zuhause holte ich *Wie Wälder denken* aus dem Bücherschrank.

Eduardo Kohn forschte bei den Runa im oberen Amazonasbecken. Er bekam von ihnen folgenden Ratschlag: Es ist besser, auf dem Rücken zu schlafen, denn wenn dich ein Jaguar angreift, dann kannst Du seinen Blick erwidern, und er erkennt Dich als seinesgleichen. Andernfalls bist Du nur ein Es für ihn, Fleisch, eine Beute. Andere Spezies blicken zurück, sie machen sich ein Bild von uns, das ist kein Privileg der Menschen. Der Blick der nicht-menschlichen Wesen wiederum hinterlässt auch die Menschen nicht unverändert. Es wird von Runa Puma gemunkelt, das sind Mischwesen, die zwischen der Gestalt des Jaguars und der Runa hin- und herwechseln können. Wenn man an deren Ayahuasca-Partys teilnimmt und mal kurz zum Pinkeln rausgeht, kann es sein, dass sich alle in Jaguare verwandelt haben, wenn man wieder zurückkommt. Doch nicht nur Jaguare blicken zurück, auch Rehböcke oder Wälder. Zum Beispiel bei der Jagd: Der Jäger, der Pfeil, der Baum, die Bewegung des Tieres, der gebogene Ast, der ganze Bewegungsablauf ist aus einem Guss, der sich nicht in einzelne Segmente auflösen lässt, ohne Anfang und Ende. Wälder machen etwas mit dir und lösen Affekte aus. Die Kamera blickt von unten ins Geäst, und der Wald ästet zurück. g

An den mit Muscheln und Schnecken bedeckten Stränden der Bretagne ist Rachel Carsons *The Edge of the Sea* ganz präsent. Das nasse Grün auf den Felsen, die eben noch vom Meer bedeckt waren, das ewige Hin und Her der Gezeiten vermitteln den Eindruck einer kraftvollen Landschaft, und das nicht zu Unrecht: es sind tatsächlich gewaltige Kräfte, die hier wirken. In der Prosa von Rachel Carson spiegelt sich dies in der Anpassungsfähigkeit der Pflanzen, Mikroorganismen, Krebse und Seepocken wider, die dem Hin und Her der Fluten ausgesetzt sind. Sie beginnt mit einer morgendlichen Expedition in eine Höhle, die nur bei Ebbe zugänglich ist und wo sie durchsichtige Lebewesen ausfindig macht, die an diese Bewegungen perfekt angepasst sind. Der Eindruck des Wunders, der bei der Lektüre entsteht, beruht zu gleichen Teilen auf dem, was sie beschreibt, und wie sie dies macht, indem sie die Sinne ins Spiel bringt. Meine Lieblingsstelle ist ihr Rat, dem Gluckern der ansteigenden Flut, fernab der Brandung, zuzuhören, dem Sound der Gezeiten. *The Edge of the Sea* ist Teil einer Trilogie, die Rachel Carson in den 50er Jahren schrieb, um ihren amerikanischen Landsleuten die verschiedenen Meeresküsten zu erklären und ihre Sinne dafür zu schärfen. Was waren das für unschuldige Zeiten, mag man dabei denken.

Rachel Carson ist nie ganz verschwunden aus der maritimen Ökologie, trotz Remote Sensing mit Satelliten, trotz Modellierung und Ökosystemtheorien, die mit ökonomischen Kalkulationen den Service der Küsten errechnen, die sie uns umsonst zur Verfügung stellen. Zumindest vermittelt das der Bericht zum Zustand des Wattenmeeres anlässlich des 100jährigen Bestehens der Sylter Forschungsstation des Alfred-Wegener-Instituts. In den Pressemeldungen wurde der Forschungsbericht reduziert auf die Gefahr, die dem Wattenmeer und seinem Ökosystem angesichts des Klimawandels droht. Doch liest man die dazugehörende Studie, blitzt das von Rachel Carson beschworene Wunder der Gezeitenlandschaften auch hier auf. Neue Arten wie die Pazifikmuscheln, die sich in riesigen Bänken ansiedeln, oder die Algenfelder unter Wasser sind nur einige der neuen Bewohner des Wattenmeeres, nicht unbedingt Konkurrenten. Mikroskopisch kleine Meeresbewohner haben die unglaubliche Fähigkeit, ihren Genpool innerhalb einer oder weniger Generationen der Erwärmung entsprechend zu verändern oder mehr Eier zu legen, um Verluste durch Massensterben auszugleichen. In Modellversuchen und Experimenten versuchen die Forscherinnen, die Bewegung der Sedimente bei ansteigendem Meeresspiegel zu prognostizieren. Wird das Wattenmeer verschwinden bzw. in eine Lagune verwandelt werden, wenn nicht mehr genug Sedimente aufgespült werden? Die Gefahr besteht offensichtlich, berechnen lässt sich das kaum.

Es ist selbst ein Wunder, dass in diesem Szenario das Wunderbare überlebt, und das hat seinen Grund auch in der Tradition der Sylter Forschungsstation, von den Anfängen mit Karl August Moebius, der einst die Lebensgemeinschaft und Politik der Austernbänke vor Sylt untersuchte, über Karsten Reise, der einer der großen Kenner des Wattenmeeres ist. Ihm zufolge ist das Wattenmeer vor allem ein Prozess unterschiedlichster Akteure, die in Kooperation oder Abstoßung versuchen, sich ein Überleben zu sichern. Seine Helden sind die Wattwürmer, die als Ingenieure des Ökosystems das Wattenmeer permanent durchpflügen, und die sich im Alter in eine Art Seniorenheim zurückziehen, auf festerem Sedimentuntergrund. Das Wattenmeer als ein multifokaler Prozess, daraus ließe sich eine Gesellschaftstheorie ableiten, in Zeiten des Klimawandels. Eine Theorie, in der das Wunder eine Naturgeschichte hat und nicht als Platzhalter für Rettung herhalten muss. **g**

Wenn die Welt brennt, braucht es eine gute Feuerwehr. Auf der *doclisboa* lief die Dokumentation *PIRÓPOLIS* von Nicolás Molina über die freiwillige Feuerwehr von Valparaíso in Chile, die gerade Besuch von einer französischen Feuerwehrdelegation hatte. Gemeinsam übte man das Löschen von Waldbränden. Eukalyptus brennt wie Zunder, und als Zuschauer lernen wir mit den jungen Feuerwehrleuten die Grundregeln, was Windrichtung, Stellung zum Brand, Handhabung der Schläuche usw. betrifft. Auf der Wache stehen Veränderungen an, der Chef geht bald in Ruhestand, und es ist noch offen, wer Nachfolger wird. Außerdem wurden erstmals zwei junge Frauen aufgenommen, für die ein extra Umkleideraum mit Dusche eingebaut wird. Das Filmteam begleitet die Feuerwehr im Einsatz bei einem Waldbrand, die Kamera zeigt, wie das Feuer wütet, aus Hubschraubern wird Wasser auf das Flammenmeer geschüttet. Ein brennendes Haus am Stadtrand wird gelöscht, Menschen in Panik, in der Küche finden sich menschliche Überreste, jemand hatte es nicht rechtzeitig ins Freie geschafft. Die Franzosen verabschieden sich bei einem gemeinsamen Essen, der Leiter der Delegation lobt den scheidenden Feuerwehrhauptmann der Chilenen, einen freundlichen, ernsten Mann, dem man die Verantwortung ansieht, die er trägt. Er erinnerte mich an den Vorsitzenden eines Deichverbandes an der Nordsee, den ich einmal kennengelernt habe: Kompetenz, Umsichtigkeit, Verantwortung. Sie alle kennen ihre Mannschaften, die Gegend und die Leute wie ihre Westentasche, Erfahrungswissen ist durch nichts zu ersetzen.

Wenn der Himmel auf die Erde fällt, dann braucht es einen guten Katastrophenschutz und ein gutes Warnsystem. An beidem mangelte es in Valencia bei der Flutkatastrophe, als eine Jahresmenge an Regen in kurzer Zeit den Fluss anschwellen ließ. Eine völlig neue Dimension von Unwetter, wie mir der Leiter des Copernicus Klimadienstes versichert, die mit der Erwärmung des Mittelmeers zusammenhängt. Obwohl die Meteorologen das Unwetter kommen sahen und rechtzeitig warnten, hat die Meldekette nicht funktioniert, die Warnung kam nicht bei den Leuten vor Ort an. Das hat vor allem politische Gründe, wie man den Zeitungsberichten entnehmen kann. Die populistische Regionalregierung hat, wie es das Programm dieser Parteien europaweit ist, beim Klima- und Katastrophenschutz gespart. Das Land ist politisch gespalten wie in den USA, was auf die Kommunikation zurückslägt, Hilfsmannschaften trafen erst Tage später ein. Als das Königspaar kam, wurde es mit Schlamm beworfen – Flutkatastrophen sind mythologische Ereignisse und verlangen entsprechende Symbolik. Es gab über 200 Tote, Menschen verloren alles, was sie haben. Viele Häuser sind klandestin erbaut, zahlt da eigentlich eine Versicherung?

Immer wieder wird beklagt, dass der Klimawandel nicht an erster Stelle auf der Liste der Sorgen «der Menschen», wie es heute immer heißt, stehe. Was heißt das denn? Was ist gewonnen, wenn man weiß, dass die Überflutungen zu 12 Prozent Ergebnis des Klimawandels sind? Wäre es nicht besser, über politisches Versagen vor Ort zu reden, über die realen Auswirkungen, wenn verantwortungslose Populisten an die Macht kommen? Und über eine verfehlte Klimapolitik, die Aufforstung mit Eukalyptus als Kompensation für Emissionen im Norden verrechnet? Wir sind es gewohnt, den Klimawandel als globales Modell zu verstehen, und von dort aus herunterzurechnen. Aber die Musik spielt hier unten: Man muss vor Ort für Sicherheit sorgen, sich um die Infrastrukturen kümmern, keine Populisten wählen und in die freiwillige Feuerwehr eintreten. Und der König soll sich ruhig warm anziehen, wenn er vorbeikommt. §

Im Wahlkampf spielte das Klima kaum eine Rolle – es wurde vielmehr gezielt durch die Migrationsdebatte verdrängt. Noch am Vorabend der Wahl brachte es Merz auf den Punkt: Es sei endlich Zeit für eine Politik für «normale Menschen, die noch geradeaus denken können», und nicht für «linke und grüne Spinner». Habecks Versuch der Vermittlung und Verhandlung scheiterte, weil offensichtlich niemand verhandlungsbereit war. Seitdem können wir zusehen, wie der Green Deal und die gesamte Klimapolitik erodieren – hier und weltweit. Es ist an der Zeit, die Knochen zu sortieren, die Archive zu durchforsten und das Klima neu zur Sprache zu bringen. Es reicht nicht aus, immer wieder Klimaziele herunterzubeten und eine lineare Verbindung zwischen Gegenwart und Zukunft herzustellen. Naturgeschichte verläuft nicht linear, sondern in Ablagerungen, in porösen Schichtungen, in sedimentierten Archiven, die immer wieder neu überschrieben werden.

Als Replik auf Habecks Abgang erinnert ein Kommentar auf Facebook an Eric Rohmers Film *DER BAUM, DER BÜRGERMEISTER UND DIE MEDIATHEK ODER: DIE 7 ZUFÄLLE* (1993), der das Umweltproblem auf eigene Art thematisiert. Es geht um den Konflikt zwischen Stadt und Land, zwischen Technokraten und Dorfbewohnern, um unterschiedliche Vorstellungen von Fortschritt und Gemeinschaft. Am Ende führt der Konflikt nicht zur Durchsetzung eines großen Infrastrukturprojekts, sondern zu einer neuen kollektiven Identität im Dorf. Anstatt eine protzige Mediathek zu bauen, werden alte Gebäude renoviert – und Möglichkeiten diskutiert, von zuhause aus zu arbeiten, um lange Pendelwege zu vermeiden. Rohmers Welt erinnert an das Habecksche Politikverständnis, sie wird durch Konditionalsätze strukturiert: *Wenn, dann ...*

Auch Friederike Mayröcker erschafft Räume mit Sprache. Ihr *Proem das besessene Alter* ist eine sprachliche Aneignung der Umwelt an einem heißen Sommertag: «Wespen schaukeln im Zimmer haben Nester gebaut in meinen Papieren», und die «triefende Treppe ausgetrocknet im nu so groß die Hitze heute.» In den frühen Morgenstunden listet sie alles auf, was sie wahrnimmt, auch den eigenen Zerfall. *Besessenes Alter* bedeutet hier zugleich ein Erfassen und ein Ergriffensein von der Welt. Parallel dazu lese ich *Auswertung der Flugdaten* von Thomas Kling. Bereits todkrank beschreibt er, was mit ihm und seinem Körper während der Behandlung geschieht: «Wie man eintäufte in meine Brust, / rumfuhrwerkte darin und loren proben / abtransportieren, nix gemerkt – frantic.» Mayröckers sprachliche Beatmung der Welt wird bei Kling zur geologischen Vermessung des Körpers, selbst beinahe schon Teil des Bodens, seine Sprache wie Sedimente. Beide sprechen nicht über die Welt, sondern im belebten Weltinnenraum.

Luisa Neubauer sagt in einem Vortrag auf Instagram, in einem Nebensatz: «Das Klima ist nicht der weiße Elefant im Raum, es ist der Raum» – erstaunt über ihren anscheinend spontanen Einfall lässt sie den Satz in der Luft hängen, sinniert ihm kurz nach und nimmt dann einen anderen Faden auf. Für einen Moment bringt sie das Klima zur Sprache, fast absichtslos: Das Leben im Raum als fortlaufende Klimabesprechung. **g**

50 Jahre Nelkenrevolution

Das Dokumentarfilmfestival *doclisboa*

Von Dorle Dracklé und Werner Krauß

Mitten während der diesjährigen doclisboa wurde in Couva da Moura ein junger Mann nach einer Polizeikontrolle auf der Flucht von einem Polizisten erschossen. Die Lissabonner Favela, in der viele Migranten aus Cabo Verde leben, ist für solche Vorfälle bekannt, aber auch für den Aktivismus ihrer Bevölkerung und Kunstaktionen wie eine gemeinsam mit der amerikanischen Magnum-Fotografin Susan Meiselas produzierte Fotoausstellung. Einer der Bewohner klagte nach der erneuten Polizeigewalt, dass die Menschen sich hier wie «Immigranten im eigenen Land» fühlen. Am Tag nach dem Tod von Odair Moniz organisierte die Bewegung «Vida justa» eine Demonstration gegen strukturellen Rassismus und Polizeigewalt, die direkt am zentral in der Innenstadt gelegenen Cinema São Jorge, einem der doclisboa Kinos, vorbeiführte. Zeitgleich rief die ultrarechte Partei Chega, die sich in der portugiesischen Parteienlandschaft etabliert hat, zu einer Gegendemonstration auf. Ein Parteimitglied wurde mit dem Ausspruch «Einer weniger, der den (linken) Bloco wählt», zitiert. Die Rechte ist, wie überall in Europa, auch in Portugal auf dem Vormarsch.

Vor diesem Hintergrund sahen wir uns vor allem die portugiesischen Beiträge zur doclisboa an. Welches Bild der Welt zeigen sie, fünfzig Jahre nach der Nelkenrevolution und dem Ende als Kolonialmacht? Als aufmerksame Beobachter

des nachrevolutionären Portugals ist der Übergang zwischen Film und Straße für uns nahtlos, alles ist Gegenwart.



SEMPRE (Luciana Fina) © doclisboa

Der Eröffnungsfilm der doclisboa, *SEMPRE*, feiert die Nelkenrevolution von 1974 als Beginn des modernen, demokratischen Portugals. Die italienische Regisseurin Luciana Fina, die seit langem in Portugal lebt, hat in der Cinemateca in Lissabon historische Aufnahmen aufgespürt und in einzelne Kapitel gegliedert. Der Film beginnt mit einem Rückblick auf die Diktatur mit ihrem Geheimdienst PIDE und zeigt die Ähnlichkeit des faschistischen Portugals mit dem Italien Mussolinis. Es folgen bewegte und bewegende Bilder vom Putsch in Lissabon, vom Abzug aus den Kolonien, den nachrevolutionären Turbulenzen im Jahr 1975, der Agrarreform, den Schulreformen, der veränderten Stellung der Frau und dem Wohnungsbau. Die

Ausschnitte betonen die zentrale Rolle der Medien – diese Revolution war in vielerlei Hinsicht tatsächlich «televised». Wer mit der medialen Aufarbeitung dieser Zeit vertraut ist, dem begegnet hier wenig Neues. Nur die Tonspur sorgt für Irritationen: Die historischen Bilder werden mit der Geräuschkulisse aus heutigen Kämpfen für Klima-, Hochschul- oder Wohnungspolitik unterlegt. Wir sahen den Film vor der Ermordung von Odair Munoz und fragten uns, ob der Anschluss an die heutigen Proteste wirklich funktioniert oder ob die Parallelen nicht zu konstruiert sind, wenn die Klimabewegung «climate, climate» ruft, während in den historischen Aufnahmen Menschen Nelken in die Gewehrläufe der Putschisten stecken. Nach dem Vorfall in Couva da Moura bekommt diese Montage allerdings eine andere Konnotation, wir sehen, wie gefährdet dieser so spektakuläre und symbolhafte Aufbruch in die Demokratie ist, und wie wichtig die Bewegung von der Straße her ist. Das hat viel mit der Kolonialvergangenheit Portugals zu tun, unter die zwar 1974 ein radikaler Schlussstrich gezogen wurde, die aber bis in die Gegenwart ihre Schatten wirft.



O PALÁCIO DE CIDADÃOS (Rui Pires) © doclisboa

Der zweite Hauptfilm ist eine Dokumentation aus der ehemaligen portugiesischen Kolonie Guinea: POR TI, PORTUGAL, EU JURO (FÜR DICH, PORTUGAL, SCHWÖRE ICH) von Sofia Palma Rodrigues und Diogo Cardoso. In langen Einstellungen, vor einer weißen Hauswand sitzend, erzählen vier alte Guineer ihre tragischen Geschichten. Sie wurden als junge Männer von den Kolonialherren als Soldaten zwangsrekrutiert, um gegen die Guerilla im eigenen Land zu kämpfen. «Ich dachte, wir sind jetzt Portugiesen», sagt einer von ihnen. Sie kämpften in einem mörderischen Krieg auf der falschen Seite. «A mata è guerra», im Buschland herrscht Krieg. So packt der Film die Erzählungen in einzelne Kapitel und führt die Betrachter tief ins Herz des kolonialen Alptraums. Mit der Revolution verließen die Portugiesen fluchtartig das Land, ließen die afrikanischen Soldaten ohne Schutz zurück, mit dem leeren Versprechen, dass sie aus Portugal eine Rente erhalten würden – die natürlich nie eintraf. Heute sind sie alte Männer, die in den langen Erzählungen vom Drill, vom Töten, von erlittener Haft nach der Unabhängigkeit, der Beschämung durch die eigenen Landsleute und der Folter erzählen, die sie erleiden mussten. Historische Aufnahmen werden eingeblendet, doch die meiste Zeit hält die Kamera unbeweglich auf die zerfurchten Gesichter. Wie es ihnen heute gehe, lautete die Schlussfrage. Der Mann weist mit dem Daumen auf sein ärmliches Haus hinter ihm und fragt zurück: Wollten Sie so leben?

Der Beitrag ESTOU AQUI (Hier bin ich) von Zsófia Paczolay und Dorian Riviére spielt in einer während Covid zur Obdachlosenunterkunft umgestalteten Sporthalle in Lissabon. Dokumentiert wird eine von der Ärztin Teresa ins Leben gerufene Initiative, die den Menschen «sem abrigo», ohne Dach über dem Kopf, unterschiedslos ein solches anboten. Unterschiedslos, das heißt, auch wer Alkohol, Waffen oder Drogen in die Halle schmuggelte und erwischt wurde, durfte bleiben. Andernfalls, so die Ärztin, wären sie ja wieder allein und auf sich gestellt, dort draußen. Wie filmt man so etwas, ohne die Würde der Menschen zu verletzen? Einmal wird kurz ein Tagebucheintrag eines Bewohners vorgelesen: «Nun werden wir auch noch gefilmt, welche Demütigungen müssen wir noch erleiden?» Die Dokumentation beschränkt sich auf einige wenige Protagonisten, im Mittelpunkt stehen ein krebskranker Mann und ein Mann namens Tiago. Letzterer bekommt eine Wohnung nahe dem Castelo angeboten, wo er die Selbständigkeit erproben kann, was das Ziel der Initiative ist. Doch Tiago kommt täglich zurück und hilft in der Unterkunft aus, mit dem Alleinsein kommt er nicht zurecht. Am Ende der

Filmvorführung tritt er mit dem Filmteam, der Ärztin und den Betreuern vor das Publikum, das Experiment ist geglückt. Die Initiative selbst erhielt nach einem Jahr keine Gelder mehr, die Halle wurde geschlossen. Was bleibt ist der Film, der eine widerständige Liberalität und Offenheit zeigt, wie sie in manchen Bereichen des öffentlichen Lebens in Portugal anzutreffen ist.

Was die Ärztin in dem einen Film ausmacht, verkörpert die Abgeordnete Helena Roseta in einem groß angekündigten Dokumentarfilm über das Parlament, *O PALÁCIO DE CIDADÃOS*. Rui Pires begleitete die Arbeit in der Versammlung der Republik über ein Jahr. Zu Beginn werden die Tore des ehrwürdigen Parlamentsgebäudes für die Bevölkerung geöffnet, der Parlamentspräsident empfängt die Bürger mit den Worten: «Das ist euer Haus». Gemälde und Urkunden, Gesetzesstexte, Kunstwerke und lange Gänge. Der Blick wendet sich dem Personal zu, das die Demokratie am Laufen hält: ohne Stenographie, Abtippen, Drucken, Veröffentlichen wüsste das Volk nichts von den Entscheidungen im Parlament. Der Film verfolgt mehrere Fälle im Laufe des Jahres, darunter das sehr portugiesische Problem der *habitação*: Das Recht auf Wohnraum soll im Gesetz verankert werden, die Kamera folgt Helena Roseta in die Ausschüsse und ins Parlament, sie kämpft sich durch Akten, redet, argumentiert und klatscht am Ende Beifall, als das gewünschte Gesetz vor der Öffentlichkeit verkündet wird. Die Demokratie funktioniert. Nur einmal sieht man in der Totale des Innenraums die Regierungsbank, in der Mitte erkennen wir den damaligen Ministerpräsidenten Costa, der nach seinem Rücktritt inzwischen EU-Ratspräsident geworden ist. Wie ist er dort gelandet? Wir fragen unsere portugiesischen Bekannten nach dem Skandal, der ihn zum Rücktritt bewegte: Wie so oft weiß niemand, was eigentlich vorgefallen ist, aufgeklärt wurde nichts. Einer der vielen Skandale, die im Sand verlaufen, wie zuvor beim ehemaligen Ministerpräsidenten Socrates, der angeblich Millionensummer kassierte, ohne dass es je Aufklärung oder Akteneinsicht gab. Das alles kommt nicht vor im Hochglanzfilm zur Feier der portugiesischen Demokratie und damit auch der Nelkenrevolution. Aber es gibt sie, die Demokratie, und das ist wichtig.

Wie existentiell gefährdet Demokratie permanent ist, erzählt *LULA* von Oliver Stone, ein propagandistisches Heldenepos mit Stone als selbstverliebtem Interviewer. Im Zentrum des Films steht «lava jato» (Operation Autowäsche), ein Fall von Korruption, die, und das ist dem Film hoch anzurechnen, in ihren Verstrickungen

um Lula und Bolsonaro mit einem Quäntchen Trump einsichtig erklärt wird. Brasilien kommt einem hier vor wie ein Portugal auf Speed, mit all seiner Korruption, seinen Skandalen und Affären, die vor aller Augen passieren und letztlich doch nie aufgeklärt werden. Brasilianisch hört man übrigens in Lissabon überall, sie gehören inzwischen zur zahlungskräftigen Haupteinwanderergruppe. Die Altstadt ist zudem überschwemmt von Kreuzfahrttouristen, die Wohnungen sind in AirBnBs umgewandelt, und in den Cafés trifft man *digital nomads*, die auf den Spuren von Panda Bear und Madonna nach Lissabon gezogen sind. Letzte Woche kamen noch Prinz Harry und seine Frau Meghan dazu, die einen angemessen royalen Palast erstanden haben.

Zeitgemäß sensorisch orientierten Dokumentarfilm zeigt **A QUEDA DO CEU** (DER STURZ DES HIMMELS, von Eryk Rocha und Gabriela Carneiro da Cunha), der parallel zur gleichnamigen Autobiografie von Davi Kopenawa erscheint. Buch und Film stellen sein Leben als Aktivist und Schamane vor und berichten über seinen Kampf für die bedrohten Rechte der Yanomami und aller indigenen Völker. Ein Todesritual der Yanomami steht im Mittelpunkt, über zwei Stunden werden ähnlich wie in indigenen Filmen mit langen Einstellungen Vorbereitungen, Tänze und Choreografien tranceartiger Kreistänzer bildlich eingefangen. Drogen werden in die Nase gepustet, schamanische Kontakte mit der Anderswelt aufgenommen, es wird in die Zukunft gesehen. Der Sound aus dem Dolby Surround System ist spektakulär, die Gesichter und Körper sind es ebenso. All dies findet vor einer Kulisse der permanenten Bedrohung durch Garimpeiros, der illegalen Goldsucher, statt. Und zwischendurch erhält der Schamane über Transistoren Neuigkeiten von befreundeten Stammesgruppen – und fragt sich, ob es für ihn einen Nachfolger geben wird, denn die Yanomami gibt es nur solange, wie es Schamanen gibt. Dieser Film blickt auf unversöhnliche Weise zurück: Die Yanomami sind das Andere. Können wir dem in der Trance begegnen? Sind der Soundtrack des Films, die Körperlichkeit der Bilder ein Zugang, das permanente Rufen, Schreien, Trommeln, Gerede? Auf jeden Fall folgt Erschöpfung.

Einen anderen Blick auf das Gefühl allgegenwärtiger Bedrohung und Unsicherheit wirft die Schweizerin Nicole Vögele in **THE LANDSCAPE AND THE FURY**. In sehr langen Kameraeinstellungen blickt sie auf die Grenzlandschaft zwischen Bosnien und Kroatien und wartet, dass sich etwas bewegt. Eine kleine Gruppe

Menschen auf einem langen Weg. Es sind afghanische Flüchtlinge, die immer wieder illegal nach Kroatien zurück gepusht werden, bis ihnen nach zahllosen Versuchen die Flucht endlich gelingt. Der Film ist überlang, die Einstellungen sind es auch. Man ist versucht mitzuzählen: eine Minute, zwei Minuten, ohne dass sich die Kamera bewegt. Die Flucht der Menschen führt durch eine Landschaft, die nur wenige Jahre zuvor Schauplatz des Balkankriegs war. Alles dauert, das Zeitgefühl gleicht sich der Landschaft an, die Landschaft ist der stumme Zeuge von Kriegen und Flüchtlingen, von Wut, Gewalt, Qual und Leiden, von Menschen, die kommen und gehen. In der Diskussion nach dem Film sagt die Regisseurin, die zudem Journalistin ist, sie habe sich gefragt, ob sich die Bäume alle diese Schicksale merken würden. Es ist eine zutiefst europäische Landschaft, die im Mittelpunkt dieser außergewöhnlichen Dokumentation steht. Die Handlung findet in und mit der Landschaft statt, die Landschaft ist nicht nur Kulisse, sondern sie ist Teil des Dramas, das in diesem verlorenen Teil der Welt aufgeführt wird.



ETNOCIDIO. NOTAS SOBRE LA REGIÓN DEL MEZQUITAL (Paul Leduc) © doclisboa

Die Retrospektive des Filmfestivals war dem mexikanischen Regisseurs Paul Leduc gewidmet. In einer langen Dokumentation von 1976, ETHNOCIDIO. NOTAS SOBRE LA REGIÓN DEL MEZQUITAL ETHNOCIDE erzählt Paul Leduc das Schicksal der Otami, eines Volkes ohne Land und ohne Staat. Die Protagonisten sind im kargen Buschland in der heißen Sonne aufgestellt. Einzelne Männer und Frauen treten auf und erzählen die Geschichte von Unterdrückung und Landlosigkeit, und der Film folgt ihnen auf ihrer Wanderung in die USA. Die formale Strenge, der brechtsche Ansatz und die Anklage gegen den Kapitalismus stehen im Zentrum dieses Films, der in exakt dem Land endet, wo Trump nun zum wiederholten Male an der Macht ist und plant, alle illegalen Einwanderer zu deportieren. Leduc gliedert seinen Film nach Kapiteln, die Vernichtung einer Lebensform wird alphabetisch durchbuchstabiert. Unsere portugiesische Bekannte schenkt uns ein T-shirt, auf dem die Errungenschaften der Nelkenrevolution detailliert aufgezählt werden, sie betreffen alle Lebensbereiche. Sie hat sie als Schülerin miterlebt, und als deutsche Gäste sind wir manchmal neidisch auf eine solche Ursprungserzählung.

[festival](#) › [doclisboa](#) › [doclisboa 2024](#)

[Impressum](#)

[Mediadaten](#)

[Datenschutzbestimmungen](#)

[AGB](#)

Realistisch gesehen führt keiner der bisher eingeschlagenen Wege zur Erreichung des 1,5-Grad-Ziels zum Erfolg, so das Ergebnis einer Studie der Hamburger Klimaforschung. Deren Blick richtet sich daher zunehmend auf zivilgesellschaftliche Initiativen und lotet deren Potential aus. Damit verschiebt sich auch das Koordinatensystem bisheriger Klimaerzählungen hin zu temporären Allianzen zwischen indigenen Gruppierungen, transnationalen NGOs, engagierter Wissenschaft und anderen, die konkrete Klimaprobleme vor Ort thematisieren. Ziel solcher oft unwahrscheinlichen Koalitionen ist das Überleben in klimatisch, wirtschaftlich und politisch prekären Verhältnissen, in den *critical zones* dieses Planeten.

Ein Beispiel dafür ist die Klage des peruanischen Kleinbauern und Bergführers Saúl Luciano Lliuya gegen den deutschen Energiekonzern RWE. Eine *arte*-Dokumentation von Barbara Lohr (2023) erzählt seine Geschichte. In den Anden droht ein Gletschersee infolge der globalen Erwärmung überzulaufen und eines Tages die tiefer gelegene Stadt Huaraz zu überfluten. Der Kläger fordert von RWE rund 20.000 Euro Beteiligung am Bau eines Schuttdamms – basierend auf einem Berechnungsmodell, das globale Emissionen, zu denen RWE maßgeblich beiträgt, anteilig auf die konkrete Gefährdung persönlichen Eigentums umrechnet, gemäß eines Paragraphen der deutschen Rechtsprechung.

Die Bilder der Doku *PERU: EIN BAUER GEGEN DEN DEUTSCHEN ENERGIERIESSEN RWE* verbinden scheinbar Unvereinbares: Huaraz vor der Kulisse der Kordilleren, der Kläger vor dem Gletschersee, dann Schnitte zu seiner Reise nach Essen, wo die Klage vor einem deutschen Gericht zuerst verhandelt wird. Folkloristische Aufnahmen lassen sich nicht vermeiden, doch was zählt, sind die Verbindungen: zwischen der NGO Germanwatch, einem Klimakongress in Chile, wo die Idee entstand, einer Hamburger Kanzlei, die den Kläger vertritt, internationalen Sachverständigen, die den Fall vor Ort begutachten, und nicht zuletzt einer anderen Kosmologie.

Letztere blitzt auf, wenn der Film beiläufig erwähnt, dass für die Quechua die Berge beseelte Wesen seien. Die Ethnologin Marisol de la Cadena hat diese Perspektive in ihrer Monografie *Earth Beings* untersucht: Die Apus – die heiligen Berge – sind für viele Quechua lebendige Akteure mit Handlungsmacht. Sie erzählt, wie 2001 anlässlich der Amtseinführung von Präsident Alejandro Toledo auf Machu Picchu eine zweite Zeremonie abgehalten wurde – mit einem eigenen rituellen Ort für die Apus. Die Geste war symbolisch, und doch mehr als das. Sie machte deutlich, dass in Peru verschiedene Kosmologien koexistieren, auch wenn sie letztlich nicht vereinbar sind.

Eine andere Ethnologin, Anna Tsing, spricht von kontaminierten Verbindungen, von produktiven Missverständnissen zwischen unterschiedlichen Akteuren, sei es im Kampf um den Erhalt des indonesischen Regenwalds in ihrem Buch *Frictions* (2004) oder im Handel mit dem Pilz Matsutake in *Der Pilz am Ende der Welt: Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus* (2015): Verbindungen, die temporäre Allianzen ermöglichen und neue Sachverhalte schaffen. Was bedeutet es, wenn ein Regenwald, ein Gletscher oder ein Fluss, wie jüngst in Neuseeland, zum Rechtssubjekt erklärt wird?

Die Klage des peruanischen Bauern ist mehr als ein juristisches Problem. Sie zeigt, wie das Klima in Form von Gletschern, Flüssen, Meeren, Pflanzen oder Tieren Gestalt annimmt und dabei die gewohnten Kategorien von Recht, Verantwortung und Wirklichkeit herausfordert. Was gilt als Welt, welche Welt wird anerkannt und wessen Geschichten aus welcher Welt betrachten wir als relevant? Das Urteil vor dem Gericht in Hamm wies die Klage letztlich ab, aber das Tor zur Anerkennung kosmologischer Vielfalt und Verstrickungen bleibt offen. g

Der Film *VERMIGLIO* erinnerte mich an einen Besuch, den ich als Ethnologiestudent bei dem Volkskundeprofessor Arnold Niederer (1914–1998) machte. Er wohnte in Ferden im Lötschental, unterhalb von Blatten, dem Dorf, das kürzlich von einem Bergsturz vollständig verschüttet wurde. Wir übernachteten im Zelt an der Lonza, die ich als friedlichen Gebirgsbach in Erinnerung habe. Nach dem Bergsturz zeigte sie ihr anderes Gesicht: Erst staute sie sich zu einem riesigen See, bevor sie doch noch einen neuen Weg ins Tal fand.

Arnold Niederer war mit dem Maler Nyfeler befreundet, der nach dem Krieg Fotografien vom Leben im Lötschental gemacht hatte. Strenge Gestalten, oft in Tracht – Frau Niederer sagte, mit einer Tracht ist man halt immer angezogen – vor den Häusern aus dunklem Arvenholz. Fotografien auch von den furchterregenden Masken, den Tschäggättä, die aus einer anderen Welt zu den Lebenden kommen, um den Winter zu vertreiben und die Ordnung auf den Kopf zu stellen. Ein anderes Bild zeigt ein totes Kleinkind, mit geschlossenen Augen auf weißem Tuch und einem Kreuz in den gefalteten Händchen. Wir tranken eine Flasche Wein und diskutierten über die Ethnographie der Alpen.

Es gibt viele Ähnlichkeiten zwischen *Vermiglio* und dem Lötschental. Die Regisseurin Maura Delpero zeigt mit ruhigen Kameraeinstellungen die Mikropolitik dieser kleinen Welt, in der patriarchale Strenge herrscht, in der immer alle alles wissen, und die doch auch porös ist. Sie zeigt, wie sich das Begehrn Raum verschafft, die heimlichen Blicke, das Tuscheln der Kinder im gemeinsamen Bett, oder die Grammophonmusik und erotische Bildersammlung des Vaters, der zugleich auch Lehrer ist. Das Außen dringt in Form zweier Deserteure in diese geschlossene Welt ein und stellt die Ordnung auf den Prüfstand. In dieser patriarchalen Welt sind auch die Männer Verlierer, der älteste Sohn wird dazu verdammt, zuhause zu bleiben. Ich imaginiere ihn als einen der Wirtshaushocker, die Fabio Andina in seinem Tessiner Bergroman *Tage mit Felice* (2022) beschreibt.

In dem Roman *Derborence* von 1937 schildert C. F. Ramuz einen Bergsturz in einem Nachbartal des Lötschentals, der das gleichnamige Hirtendorf unter sich begrub. Auch dort entstand ein Stausee, den es bis heute gibt. Als sich ein Überlebender nach zwei Wochen dem Dorf nähert, halten ihm die Bewohner ein Kreuz entgegen, um sich zu vergewissern, dass es sich nicht um einen lebenden Toten handelt. Ganz sicher sind sie sich nicht, und es ist nur die Liebe und der Mut seiner Frau Therèse, die ihn gegen allen Widerstand zurück und wieder unter die Menschen bringt. Der Roman endet mit einer Betrachtung von Derborence, wo seit der Katastrophe nichts mehr ist als ewiger Winter und nackter Fels. Nur ab und zu verirrt sich eine Schafherde dorthin, die, so Ramuz, beim Gehen Geräusche wie ein starker Regen und beim Weiden wie kleine Wellen am See macht. Moos malt die Felsen grün, der Wind bringt die holzigen Früchte der Berberitzen zum Läuten wie kleine Glocken.

Geologen berechnen im Lötschental die Gefahr weiterer Bergstürze. Bewohner von Blatten stehen fassungslos vor den Trümmern ihrer Existenz. Im Kino läuft *VERMIGLIO*, wo das Leben im Rhythmus der Jahreszeiten verläuft und die Geräusche und Bilder eine verlorene Welt evozieren. Die Lonza staute sich erst wie der Stausee von Derborence und fand dann doch ihren Lauf ins Tal, sie kann nicht anders. Die Bergriesen schauen auf das Geschehen herab und werden porös, im Laufe der Zeit, die eine andere ist als die unsere. g

Wir messen die UN-Klimakonferenzen immer am Erfolg. Die *Conference of Parties* von 2020 in Paris steht ganz oben und gilt als Maßstab für alle weiteren. Vergessen wird dabei, dass auch die gescheiterten COPs ein Nachleben haben. Die derzeitige konservative Regierung unter Merz kann nahtlos anschließen an den Klimagipfel COP15, der 2009 in Kopenhagen stattfand. Damals hatte Ólafur Elíasson einen Eisberg vor das Konferenzgebäude schleppen lassen, um die Dringlichkeit von Entscheidungen anzumahnen. Ein Symbol, dessen Botschaft genauso schnell schmolz wie das Eis: Der Gipfel war ein Reinfall mit langer Nachwirkung. Zur Zeit von COP15 säten die illegal gehackten Emails von Klimaforschern, Kritik an der Hockeystickkurve und einige wenige fehlerhafte Aussagen im IPCC-Klimabericht Misstrauen. Gleichzeitig bildete sich zwischen Alarmismus und Skeptizismus eine interdisziplinäre Klimaforschung unter Beteiligung der Sozial- und Geisteswissenschaften, in der Fragen des historischen Klimadeterminismus, der Quantifizierung des Klimas und der damit einhergehenden Fixierung auf Geo-engineering und technische Lösungen diskutiert wurden. Die Skeptiker entwendeten diese Argumente und münzten sie in Angriffe auf die Wissenschaft, die Klimapolitik und das rot-grüne Milieu insgesamt um. Sie trieben den Spaltpilz munter voran und warteten ab. Sie kannten ihren Gramsci, wie sie gerne betonten: Sie akzeptierten, dass die Grünen die kulturelle Hegemonie in die Kindergärten, den Schulen und in der Unterhaltung beim Abendessen erobert hatten. Noch. Ihre Devise hieß abwarten und Gerüchte streuen, über grüne Eliten und korrupte Wissenschaft. Helfer hatten sie genug in der fossilen Industrie. Auch Bruno Latour und sein Konstruktivismus wurden freudig umfunktioniert: Klima ist doch auch nur eine wissenschaftliche Konstruktion? Damals wurde ein Repertoire an Argumenten geschaffen, aus dem sich heute Bill Gates im Vorfeld von COP26 in Belém genauso bedient (Klimawandel ist nicht das wichtigste Problem) wie die deutsche Regierung. Deutschlands Beitrag zum Klimawandel betrage doch nur zwei Prozent, ob wir nun noch ein paar Jahre mehr Vergaser bauen oder nicht, das mache keinen messbaren Unterschied. Zusätzlich zeitigen kontinuierliches Bashing von Veggie Days, Wärmepumpe und von grünem Lehrer- und Funktionärsgehabt Wirkung. Söders feixendes Wurstessen ist handfeste Politik im Sinne Gramscis, zumindest in der Lesart der Skeptiker. In Belém verkauft Merz die Wahrung des Wohlstands, der auf keinen Fall gefährdet werden darf, als oberstes Ziel der Klimapolitik. Kaum zurück in Deutschland, höhlt er das Lieferkettengesetz aus, verbilligt Flugbenzin und redet über Technologieoffenheit. Er findet Gehör, der Boden ist bereitet.

Am Weltenrand sitzen die Menschen und lachen, der Titel des 2019 erschienenen Romans von Phillip Weiss ist aktueller denn je. Es ist ein höhnisches Lachen, vermute ich. Im Zentrum stehen die Cahiers der vom COP15 Klimagipfel in Kopenhagen frustrierten Klimawissenschaftlerin Chantal Blanchard. Ihre Verzweiflung ist so wild wie die allerer, für die ein Weltgipfel nicht nur ein Medienspektakel, sondern ein Versuch ist, die Welt als eine veränderbare Praxis zu verstehen. In ihrem Furor, ihrem Thanatos, ist sie ihrer Zeit weit voraus. «Vielleicht erinnerst du dich an meine Maschinenträume? Als ich dir erzählte, ich wolle im Klimamodell verschwinden?» Doch für ein Ereignis wie die Liebe ist dort kein Platz, Chantal findet keinen Ausweg. Vielleicht hat der Marsch der Indigenen nach Belém einen gezeigt, das wird die Zukunft erweisen. ■